

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Ein Besuch in Dr. Albert Schweitzers Afrika
Autor: Urquhart, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN BESUCH IN DR. ALBERT SCHWEITZERS AFRIKA

Von Clara Urquhart

Albert Schweitzers Spital liegt in Gabon, im Herzen von Französisch-Aequatorialafrika.

Im fünfzehnten Jahrhundert geschah es, daß die Portugiesen in Gabon landeten, doch die Erforschung des Innern begann erst im neunzehnten Jahrhundert.

Und unser Besuch bei diesem großen, guten Mann wurde ein Jahrhundert später unternommen.

Das Afrika, woher wir kamen, unterschied sich in jeder Beziehung von dem Afrika Albert Schweitzers. Wir waren in der Südafrikanischen Union geboren und aufgewachsen, mit ihren gewaltigen industrialisierten Gebieten, ihren unendlichen Horizonten. In jenem Teil von Afrika ist der «Eingeborene» in weitem Ausmaß verstädtert.

In Gabon dagegen war alles anders.

Wasser, daran Südafrika solchen Mangel leidet, war hier überall. Ja, die Geschichte dieses gesamten Gebietes von Afrika ist die Geschichte großer Ströme und großer Männer — Livingstone, Stanley, Brazza — die in diese dunkle, widerspenstige, unbekannte Welt eindringen, deren Gewässer in reichem Schwall ins Meer abfließen. Diesen Namen gesellt sich jetzt auch der Name Albert Schweitzers, der auf den Wasserwegen von Gabon unzähligen Tausenden Trost und Heilung gebracht hat.

Das Afrika, das wir verlassen hatten, war ein Afrika, das Rassenstreit zerriß. Bei dem Versuch, die Ursachen dieses Streits, dieser Spannungen redlich zu ergründen, kam ich zu dem Schluß, daß der Landhunger des Schwarzen daran schuld trägt, mehr aber noch die Gier des Weißen, die ungerechte Gesetzgebung, die der Entwicklung des Afrikaners auf Schritt und Tritt im Wege steht.

In jenem Teil von Afrika lebten so ziemlich alle Afrikaner in Verbitterung, aber viele Weiße waren bekümmert, ja sogar schuldbewußt und bemühten sich, zu helfen.

In dem Teil von Afrika, dahin wir kamen, hatte der Afrikaner nur wenige dieser Hemmungen; und das gilt für das ganze Gebiet

von Französisch-Aequatorialafrika, das sich von Tibesti, der Gebirgslandschaft in der südlichen Sahara, im Norden bis zum Atlantischen Ozean im Süden erstreckt und etwa zweitausend Meilen lang ist. Hier hat der Afrikaner das Stimmrecht. Er hat das Recht auf jedes Stück Land, das er begehrt — in manchen Gebieten lediglich unter der Bedingung, daß er es bestellen muß. In vielen Ortschaften sind gute Unterrichtsmöglichkeiten vorhanden, und zwar die gleichen für Afrikaner wie für Europäer, und die Zivilverwaltung liegt zum großen Teil in den Händen der Afrikaner. Doch die Beziehungen der Rassen sind hier nicht besser als in Südafrika. Dieser Teil von Afrika ist noch nicht von den Geburtswehen der Industrialisierung erfaßt wie Südafrika, und dadurch haben die Spannungen andere Formen angenommen. In manchen Teilen von Französisch-Aequatorialafrika ist der Afrikaner weniger unzufrieden, doch desto unzufriedener ist der Weiße. Er klagt darüber, daß die Regierung und die Wirtschaft untergraben werden, weil man den Afrikanern die Verantwortung auf diesen Gebieten überläßt. Er hält daran fest, daß die Afrikaner noch nicht genügend emanzipiert sind, um ein Gefühl bürgerlicher Verantwortung zu empfinden. Der weiße Mann stützt seine Argumente darauf, daß die gesamte Tradition der Afrikaner eine Familien-, bestenfalls eine Stammeszusammengehörigkeit ist. Wie, so fragt er, soll man von einem afrikanischen Postbeamten erwarten, daß er irgendein Interesse daran hat, ob er euer Kabel, eure Briefe, eure Pakete, eure Zahlungsanweisungen weiterbefördert? Du bist nicht sein «Bruder», und somit bedeutest du ihm nichts. Man erzählte uns — ich spreche nur vom Hörensagen, aber die Leute, die uns informierten, schienen ehrenwerte Männer zu sein — daß es in den Verwaltungsdiensten viel Korruption geben soll. Auch sei es für verantwortungsbewußte Europäer schwierig, diese Dinge den zuständigen Stellen zur Kenntnis zu bringen, weil das mit unendlichen bürokratischen Verzögerungen verbunden sei. Das Ergebnis ist, daß manche weißen Beamten in eine gewisse Wurstigkeit verfallen, während andere, deren Gewissen das nicht zuläßt, sich völlig aus dem öffentlichen Dienst zurückziehen. Von Duala in Kamerun bis Brazzaville sagen einem sämtliche Weißen, daß Französisch-Aequatorialafrika keine Zukunft habe, und das komme daher, daß man den Afrikanern allzu überstürzt die politischen Rechte zugestanden hat. Die Weißen in diesen Gebieten klagen auch darüber, daß in Frankreich alle diese Verwaltungsfragen ausschließlich vom politischen Standpunkt aus betrachtet werden, weil die Vertreter Afrikas in der Deputiertenkammer bei Abstimmungen sehr häufig das Zünglein an der Waage sind. Jeder, mit dem man spricht, klagt über

die schlechten Wirkungen, die dieser chaotische Zustand auf die Wirtschaft des Landes ausübt.

Es ist mir bewußt, daß das alles sehr heikle Fragen sind, und ich möchte betonen, daß das, was sich auf die Entwicklung der Afrikaner in vielen dieser Gebiete bezieht, keineswegs für jene Afrikaner gilt, die unter weniger schwierigen Bedingungen geboren sind.

Jetzt, da das allgemeine Interesse auf Südafrika gerichtet ist, möchte ich abermals auf die gewaltigen Unterschiede hinweisen, die zwischen den verschiedenen afrikanischen Völkerschaften bestehen, von denen der mächtige Erdteil bewohnt ist. Von der Hautfarbe abgesehen, besteht zwischen einem urbanisierten Afrikaner in einer südafrikanischen Stadt und einem Bewohner von Lambarene weniger Gemeinsamkeit als zwischen einem Eskimo und einem Florentiner. Was natürlich nicht bedeuten soll, daß der Florentiner oder der Südafrikaner höherwertig wären, sondern nur, daß ein beträchtlicher Unterschied in der Entwicklung vorhanden ist. Ich möchte auch darauf hinweisen, daß überall dort, wo seit einem gewissen Zeitraum bessere Lebensbedingungen erreichbar waren, auch das ganze Wesen der Menschen sich wandelt — physisch und geistig. Mit all dem habe ich hoffentlich keinen Zweifel daran gelassen, daß ich weit entfernt von der Auffassung bin, der Afrikaner stehe biologisch tiefer als der Weiße. Aber ich vertrete die Anschauung, daß in vielen Teilen Afrikas und auf Grund der geographischen Bedingungen die Entwicklung des Schwarzen weniger weit gediehen ist als die des Weißen. Dieser Tatsache sollte, meiner Ansicht nach, keiner — ob Afrikaner oder Weißer — sich verschließen, doch ist dieser Zustand nicht als statisch anzusehen, sondern als etwas, das sich schnell verändert.

Auf unserer Reise nun geschah es, daß zum mindesten eine Facette der komplizierten menschlichen Beziehung zwischen Schwarz und Weiß mir klar wurde. Ich glaube, daß der Afrikaner, manchmal bewußt, manchmal unterbewußt, empfindet, daß er in seiner Entwicklung hinter dem Weißen zurückgeblieben ist. Dieses Gefühl hat, aus vielfältigen Gründen, im Afrikaner einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem Weißen erzeugt. Es ist wohl bekannt, daß bei manchen Menschen der Minderwertigkeitskomplex sich in Aggressivität, Groll, Ueberempfindlichkeit gegenüber wirklichen oder eingebildeten Beschwerden Luft macht. Und ich habe den Eindruck, daß die Afrikaner in vielen Teilen von Afrika auf solche Art reagieren. Doch das ist nur ein Teil des Problems. Der weiße Mann hat sich Jahrhunderte hindurch veranlaßt gefühlt, den schwarzen Mann als irgendwie außerhalb der Einfriedung

seiner Auffassung von Demokratie stehend anzusehen. Diese Haltung hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der Zeit des Sklavenhandels. Doch was auch der Ursprung sein mag, ist es klar, daß in den Augen der meisten Weißen der Schwarze als «minderwertig» angesehen wird, ohne daß diese Weißen sich bei der Frage aufgehalten hätten, was eigentlich «minderwertig» ist und nach welchem Maß es gemessen werden muß. Derzeit kommen immer mehr und mehr Anthropologen zu der Schlußfolgerung, daß manche primitiven Lebensformen weit davon entfernt sind, «minderwertig» zu sein; aber in der Welt von heute, wo der westliche industriell-wissenschaftliche Standard als höchster Grad der Entwicklung auf der ganzen Welt gilt, habe ich meine Betrachtungen über den Minderwertigkeitskomplex der Afrikaner und die überhebliche Haltung der Weißen auf dieser Grundlage angestellt. So ist es der Weiße, der — oft unabsichtlich, aber immer aus Ichsucht — Salz auf die Wunden des Schwarzen streut. Und aus all diesen Ursachen und natürlich aus dem überragend wichtigen Faktor der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Afrikaners entstehen Rassenspannungen und Feindseligkeit.

Doch heutzutage schlägt das Leben ein rasches Tempo ein, und sehr bald wird der Afrikaner den Rückstand eingeholt haben. Ich glaube auch, daß von dem Zeitpunkt an, da eine größere Anzahl von Afrikanern sich auf den modernen geistigen Gebieten bewährt hat — wie das die ganze Zeit über in immer stärkerem Ausmaß geschieht — die Afrikaner in ihrer Gesamtheit nicht länger jenes Minderwertigkeitsgefühl gegenüber andern Rassen empfinden werden — ebensowenig wie die Italiener eine Rassenminderwertigkeit empfinden, obgleich im äußersten Süden der Halbinsel unglaublich primitive Lebensformen erhalten sind. Sie haben ihren Michelangelo, ihren Dante, ihren Leonardo . . . Und meiner Ansicht nach sind Fortschritte auf diesen Gebieten weit wichtiger als das Wahlrecht — obgleich man einwenden könnte, daß hier eine gewisse gegenseitige Abhängigkeit besteht . . .

Wie wir festgestellt haben, genießen in Französisch-Aequatorialafrika die Afrikaner und die Weißen das Wahlrecht, aber der Mangel an gutem Willen, die Feindseligkeit ist in manchen Gebieten stärker als in Südafrika. Wenn ich das niederschreibe, bin ich mir wohl bewußt, daß von den Afrikanern in Südafrika, die unter Zurücksetzung und Demütigung leiden, wohin sie sich auch wenden, unmöglich erwartet werden kann, sie sollten die objektive in die Zukunft gerichtete Betrachtung eines Menschen übernehmen, der nicht unmittelbar betroffen ist. Manche aber werden doch imstande sein, so zu empfinden, wie es Konfuzius vor vielen

Jahrhunderten ausgesprochen hat: «Es ist besser, eine kleine Kerze anzuzünden, als das Dunkel zu verfluchen.»

Und nun sind wir in Lambarene und in dem Spital Albert Schweitzers, das im Urwald versteckt liegt, der so reich an zauberischer Schönheit ist, so tief durchtränkt von undurchdringlichem Geheimnis, so schwer beladen mit Drohungen.

Von Johannesburg bringt das mächtige Flugzeug uns nach Brazzaville, aber es muß ein kleines Flugzeug sein, das uns weiterbefördert; denn die Landestreifen im Busch sind klein. Es ist gewissermaßen eine Art von Lufttramway, das haltmacht, um Passagiere abzusetzen und aufzunehmen — zumeist Afrikaner — und auch Warenladungen. Ungefähr jede halbe Stunde wird gelandet. Wir kamen an Orte, deren Namen wir nie gehört hatten — Dolisie, Sibiti, Tchibenga, Mouila . . . und dann kamen wir endlich an einen grünen Streifen im Busch, und das war Lambarene. Hier wurden wir von Mademoiselle Ali abgeholt, «einem Engel, der zufällig auf Erden niedergegangen ist», um Dr. Schweitzer zu zitieren, einer holländischen Krankenschwester, die etwa sieben Jahre im Spital verbracht hat. Ein afrikanischer Angestellter der Air France fuhr uns auf einer Lori durch den Busch und setzte uns am Ufer des breiten Flusses Ogouwe ab, wo eine primitive Piroge von Dr. Schweitzers Spital uns nach einer Fahrt von etwa vierzig Minuten zur Landestelle des Spitals brachte. «Seien Sie vorsichtig! Das sind Tsetsefliegen!» warnte Mademoiselle Ali. Und «Nein», erwiderte sie auf meine Frage, «wie verführerisch es auch aussieht, können wir doch nicht einmal am Rand des Flusses baden; es gibt hier Krokodile und überdies Insekten, die das Wasser verpesten.»

Leprose, denen Finger und Zehen fehlten, die aber, dank Dr. Schweitzers Spital, geheilt waren, paddelten die Piroge.

Mit tiefer Erregung sah ich Dr. Schweitzer, der uns an der Landestelle erwartete. Just zwei Monate vorher war ich mit ihm in der überzivilisierten Atmosphäre von Zürich beisammen gewesen, und nun sollten wir uns an dieser Stelle wiedertreffen, die wahrscheinlich der wenigst zivilisierte Teil des ganzen afrikanischen Kontinents ist.

Die Geschichte von Dr. Albert Schweitzer, der in weiten Kreisen als einer der vielseitigst begabten Menschen unserer Zeit und als einer der größten Denker aller Zeiten angesehen wird, ist so gut bekannt, daß sie hier nur in kurzen Worten für jene wiederholt werden soll, die nicht den Vorzug genießen, etwas von seinem Leben zu wissen.

Vor achtundsiebzig Jahren in einem Dörfchen eines schönen Vogesentals geboren, hatte dieser Mann, auf den die Definition

eines Genies als eines Menschen angewendet werden kann, der mit der Fähigkeit begabt ist, unendliche Mühe auf sich zu nehmen, bald drei Dokortitel erworben — Musikwissenschaft, Theologie und Philosophie. Binnen kurzem hatte er sich auf allen drei Gebieten eine geachtete Stellung geschaffen. Bald war er einer der größten Konzertorganisten, der größte lebende Interpret Johann Sebastian Bachs. Und bald, als Europa dem jungen Elsässer neue und größere Ehrungen verhieß, faßte er einen Entschluß, der seine Freunde aufs äußerste überraschte. Bis zum dreißigsten Jahr wollte er die Freuden eines akademischen, künstlerischen, intellektuellen Lebens genießen. Dann aber sollte sein Leben dem Dienst an andern Menschen geweiht sein. Im Alter von dreißig Jahren begann er, unter großen Schwierigkeiten, Medizin zu studieren, und sieben Jahre später hatte er seine Studien beendet. Er hatte beschlossen, fortzugehen und Kranke zu heilen, und so brach er mit seiner Frau und mit etwa sechshundert Pfund, dem Ertrag seiner Orgelkonzerte, nach dem ungesündesten Ort von Afrika auf. Das begab sich im Jahre 1913. Mit seinen eigenen starken Händen und mit den Hilfskräften, die sich auftreiben ließen, erbaute er den ersten Teil seines Spitals. Doch im Jahre 1916, während des Ersten Weltkriegs, verhafteten ihn die Franzosen als «feindlichen Ausländer» und verschleppten ihn und seine Frau in ein Konzentrationslager nach Frankreich. «Ihr raubt mir meine Freiheit», sagte er zu den französischen Behörden, «und damit gebt ihr der Lepra, der Schlafkrankheit, dem Krebs größere Freiheit . . .» Zu den Afrikanern sagte er: «Ich komme wieder!» Und im Jahre 1924 hielt er sein Wort. Trümmer waren es, die er vorfand, aber mit der unglaublichen Willenskraft, die ihn auszeichnet, begann er alles von neuem aufzubauen, und nach beinahe übermenschlichen Anstrengungen war das heutige Spital fertig geworden.

Dr. Schweitzer hatte geglaubt, nach Afrika zu gehn, heiße, auf das Orgelspiel zu verzichten, und kein Mensch kann das Opfer er-messen, das dies für ihn bedeutete. Seine Musik gehört zu der Romantik seines Lebens. Ihn spielen, ihn der Musik lauschen zu sehen, läßt klar erkennen, welche Leidenschaft diese Ausdrucksform für ihn bedeutet. Doch dieser schwere Verzicht erwies sich als überflüssig. Die Pariser Bach-Gesellschaft schickte ihm ein Klavier mit Orgelpedalen, und sein Spiel ist heute so vollendet wie auf der Höhe seiner Konzertlaufbahn, und doch um jenes Etwas vertieft, das sein Leben in ihm entwickelt hat, und vielleicht um jene Mystik, die in den langen Jahren im Urwald von Afrika unvermeidlich in ihm gewachsen sein muß.

In Afrika sollte auch Schweitzers eigene Philosophie von der

«Ehrfurcht vor dem Leben» Gestalt gewinnen. «Ich bin ein Leben, das leben will», schreibt er, «inmitten eines Lebens, das leben will. Und darum muß ich diesen Willen, zu leben, in den andern achten — in Tieren, Menschen, Insekten, Bäumen, Pflanzen — so wie ich wünsche, daß mein Wille, zu leben, geachtet wird.»

Die Wirkung von Schweitzers Gedanken auf das Denken unserer Zeit und die kommenden Zeiten kann heute noch nicht ermessen werden. Doch daß sein Einfluß auf die Philosophie unserer Zeit tief ist, das zeigt sich bereits. Wenn wir über den moralischen Bankrott eines großen Teils des heutigen Denkens nachsinnen, über die Pseudophilosophie, die den Platz ethischen Denkens eingenommen hat, so können wir uns vorstellen, wie mächtig die Wirkung von Schweitzers Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben sein wird, sobald man sie einmal in ihrer ganzen tiefen Einfachheit begriffen hat.

Schweitzer ist es, der die endgültige Bach-Biographie geschrieben hat. Schweitzer ist es, der die Theologen dazu angeregt hat, die Deutungen von Jesus, von Paulus einer neuerlichen Prüfung zu unterziehen. Schweitzer ist es, der den Reisvorrat, den Wasservorrat, das Unkraut, die Piroge, jeden Baum, jede Pflanze, jedes Fläschchen, jeden Nagel beobachtet, jede winzigste von den Tausenden Kleinigkeiten, daraus das Ganze besteht — das Spital, sein Lebenswerk!

Es ist ein großes Erlebnis, solch ein Besuch des Spitals im Dschungel; ein Erlebnis, das zur Demut zwingt. Zu sehen, was vollbracht werden kann, wenn der Wille, zu vollbringen, niemals wankt.

Ueberall anderswo sagte man uns: «Die einzigen Früchte, die hier gedeihen, sind Brotfrüchte, Bananen.» Aber Dr. Schweitzers Garten strotzt von Mango und üppigen Zitrusfrüchten... Ueberall anderswo hieß es: «Frisches Gemüse ist in diesen Gebieten unauffindbar. Sie sehen doch, daß es in diesem Klima nicht wächst.» Aber in Dr. Schweitzers Gemüsegarten, in diesem heißesten, ungesündesten Teil von ganz Afrika, wachsen Bohnen, Tomaten, frischer, grüner Kopfsalat.

Das Spital selber hat nur geringe Ähnlichkeit mit der modernen Auffassung des Wortes. Es sind mehrere abgesonderte Gebäude, darin afrikanische Patienten, weiße Patienten, die Angestellten, der Operationssaal untergebracht sind; ferner auch der Speisesaal, wo die Angestellten und die europäischen Patienten, sofern sie nicht bettlägerig sind, an einem langen Tisch ihre Mahlzeiten einnehmen. Um die Hauptgebäude drängen sich die Eingeborenenhütten, wo die afrikanischen Patienten, die längere Zeit bleiben müssen, ihr eigenes Leben leben. Sie dürfen ihre Familien mitbringen, und so

kochen ihre Frauen für sie, wie sie es in ihrer Heimat gewohnt sind. In Dr. Schweitzers Spital erhalten sie die Behandlung, deren sie so dringend bedürfen; sie werden aber nicht rücksichtslos ihren eigenen Lebensformen entrissen.

Auf den Neuling wirkt dieses Gewimmel roher Eingeborenenhütten, darin die Patienten mit ihren Familien hausen, einigermaßen befremdend. Man ist daran gewöhnt, sich mit der kalten, aber zuverlässigen Spitalshygiene abzufinden — weiße Wände, Stahlbetten. Hier aber finden wir Schilfhütten mit Dächern aus Bananenschalen. Oft gerade nur eine Matte auf dem Boden als Schlafgelegenheit. Doch bald, wenn wir den Umfang unserer Ahnungslosigkeit gegenüber diesem geheimnisvollen, primitiven Teil von Afrika besser erkennen, empfinden wir auch, daß es anmaßend von uns gewesen war, irgendwelche vorgefaßten Meinungen mitzubringen. Wir begreifen, daß *«le grand docteur»* es besser versteht, wenn er uns sagt, daß seine Patienten ohne ihre Familien nie im Spital bleiben würden; daß ihnen nichts so verhaßt ist, als allein zu sein. Und daß es, da sie ja unvermeidlich zu ihrem Leben im Dschungel zurückkehren müssen, keinen Zweck hat, wenn man auch nur versuchen wollte, ihre Lebensformen zu ändern, während sie in Spitalbehandlung sind.

Die Leprosen müssen bis zu sieben Jahren ausharren, wenn sie geheilt werden sollen. Die Leproserie liegt etwa eine Meile von den Hauptgebäuden entfernt. Um dorthin zu gelangen, wandert man durch einen unbeschreiblich herrlichen Teil des Dschungels, wo hochragende Mahagonibäume, Kapoks, Okumes und Palmen das Sonnenlicht von der Erde abhalten.

Das Leprosendorf mit seinen kargen Hütten, darin die Kranken wohnen, bietet einen seltsamen, überraschenden Kontrast; ebenso wie auch die Anwesenheit der jungen, blonden dänischen Pflegeschwester in weißer Tracht, mit weißem Tropenhelm, die gerade eifrig damit beschäftigt war, den Kranken Injektionen zu geben, als wir kamen. Ihre Gegenwart in diesem Dunkel von Landschaft und Leiden schien einen großen Teil des Mysteriums der ganzen Atmosphäre in sich zu tragen. Und an jenem Abend, als wir mit den etwa zwanzig europäischen Angestellten des Spitals am langen Tisch beisammensaßen, da fragte ich mich, welche eigenartigen Kräfte am Werk gewesen sein mochten, damit aus so verschiedenen Erdgegenden, aus so verschiedenen Schichten diese Leben sich hier, im Herzen von Afrika, zusammengefunden haben. Da gab es Holländer und Franzosen, Deutsche und Ungarn, Schweizer und Amerikaner... und ihr Alter schwankte zwischen achtzehn und achtundsiebzig!

Es fiel mir schwer, zu glauben, daß sich im Jahre 1953 noch eine so primitive Lebensform finden ließ, wie wir sie hier, rund um Lambarene, gesehen haben. Die Eingeborenen kennen nur eine Art von rhythmischem Geschrei, aber keine Musik. Es gibt keine Handwerker. Ihre ganze Arbeit besteht darin, Beeren zu pflücken und die verschiedenen Fische zu fangen, die ihnen als Speise dienen. Aber, wie Dr. Schweitzer zu mir sagte: «Es ist falsch, nach dem zu urteilen, was Sie sehen. Man muß weiter blicken und versuchen, zu entdecken, was das Wesen dieser Menschen ist.»

Er erzählte mir, nach vierzig Jahren habe er noch nicht das Gefühl, daß er wirklich den Schleier des Unbekannten gelüftet hätte, der die Lebensform dieser scheinbar so einfachen Menschen von der unsern trennt; gerade wenn er den Eindruck gehabt hatte, daß sie vollkommen apathisch seien, vollbrachten sie plötzlich irgendeine spontane Handlung, die ihm bewies, wie falsch es gewesen wäre, solche Schlüsse zu ziehen.

Wenn seine zahlreichen Freunde in Europa ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sein Leben diesen Menschen widme, statt den suchenden und leidenden jungen Intellektuellen in Europa, die, nach Ansicht seiner Freunde, doch höher stünden, dann erklärt Dr. Schweitzer ihnen, daß weder sie noch er eine wirkliche Grundlage besäßen, auf der sich Höherwertigkeit von Minderwertigkeit unterscheiden lasse... Er warnt vor der Versuchung, Dinge, die wir nicht begreifen, dadurch zu erledigen, daß wir sie als «minderwertig» bezeichnen.

Furchtbar sind die Krankheiten, die in diesem Gebiet von Afrika wüten... Malaria, Schlafkrankheit, Dysenterie, Krebs, Lepra... Alle diese Leiden sind entsetzlich schmerzhaft, und die Kranken kommen zu Tausenden zu ihm, auf dem Wasserweg oder nach langen, gefährlichen Wanderungen durch das Dschungel, um bei ihm eine Linderung der Pein zu suchen, die sie so stoisch ertragen. Zahllose Tausende sind geheilt worden; und zahllose Tausende fanden Linderung in den Händen dieses großen Mannes und seiner tapferen Helferschar.

Die Leistung Dr. Schweitzers ist überwältigend. Wir, die wir nicht mehr wissen, was es heißt, sich ohne elektrisches Licht, Telefon, fließendes Wasser, bequeme Transportgelegenheiten, reichlich versorgte Geschäfte, Facharbeiter auf jedem Gebiet zu behelfen, können die Größe dieser Tat nicht begreifen, wenn wir nicht eine Pilgerfahrt nach Lambarene unternehmen.

Afrika — Dr. Schweitzers Afrika — scheint sämtliche Kontraste in sich zu begreifen, die das Leben selber ausmachen. Einerseits der gewaltige Strom Oguwe, seine Ufer mit den majestätischen tropi-

schen Bäumen und den üppigen Büschen und Pflanzen, wo die untergehende Sonne sich rötlich im stillen Wasser spiegelt, andererseits die Hütten, voll mit Menschen, die an den Wirkungen schrecklicher Krankheiten leiden . . . Dieses Afrika, wo der Klang einer Orgel, gespielt, wie nur ein großer Meister sie spielen kann, in aller Herrlichkeit in die schwarze, geheimnisvolle afrikanische Nacht rollt . . . dieses Afrika, wo Dr. Schweitzers Gazellen, Störche, sein Pelikan, seine Hunde, seine Ziegen, seine Hühner, sein wildes Schwein ebensosehr zu dem Leben des Spitals gehören wie die Menschenwesen.

«So muß es zu Beginn der Welt gewesen sein», sagt Dr. Schweitzer.

Mit einem Gefühl von Demut und Trauer — aber auch mit einer neuen, an seinem Beispiel gewachsenen Kraft — beobachtete ich, wie Dr. Schweitzers massive Gestalt in der Ferne entschwand, als die Piroge uns langsam wieder an das Ufer brachte, wo die Lori der Air France uns aufnehmen sollte. Ich wandte mich zu meinem Bruder. «Uns ist der Vorzug geworden, etwas Wunderbares zu sehen», sagte ich, «aber ich fürchte, daß es etwas ist, das der Welt von gestern angehört.» Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Welt ein menschliches Wesen von solch geschlossener Persönlichkeit gibt wie Dr. Schweitzer. Wir alle haben etwas von unserer inneren Ganzheit verloren, und wenn die Leere in uns wächst, blicken wir nach den äußern Dingen aus und suchen vergebens, diese Leere zu füllen.

Ich kam mir klein und unwürdig vor und doch seltsam entschlossen, weniger klein und unwürdig zu bleiben, als Dr. Schweitzers winkender Helm sich unserem Blick entzog und wir unsere Reise nach einem Afrika antraten, das weniger geheimnisvoll, weniger bedrohlich, aber nicht weniger zauberhaft ist.